



Das Frauengefängnis von Paris.

Das Ende eines Dries der Schrecken. — Die Opfer der Guillotine. — „Die Furie der Guillotine“. Luise Michel. — Die Inoffen des Frauengefängnisses: Therese Humbert, die große Schwindlerin, Madame Steinheil, Madame Caillaux, die Tänzerin Mata Hari.

Von M. L. Andersen.

In der Nähe des Pariser Südbahnhofes liegt ein unheimliches graues Gebäude. Eine verwitterte Trifolore hängt über dem Portal, dessen Zierenschild wie zum Hohn die Proklamation der Menschenrechte verkündet: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Aber es gibt wohl kaum eine Stätte auf der weiten Erde, wo von Freiheit und Gleichheit weniger die Rede sein könnte, als in diesem trübseligen Haus, das alles menschliche Elend, alle Noie kennt. Die alten grauen, zerfetzt wirkenden Fassaden und Giebel dieses Hauses und die elende, armelige und freudlose Umgebung entsprechen vielmehr dem Jwed und der Geschichte von St. Lazare, dessen Höfe und Zellen den Jammer und die Klagen von Jahrhunderten gehört und dessen Wände blutgefärbt sind und sich voll Tränen und Schmutz gefogen haben. Das berühmte französische Frauengefängnis Saint-Lazare ist 600 Jahre alt und soll nun endlich nach Beschluß des Pariser Magistrats niedergedrissen werden und damit ein Monument von Jahrhunderte altem Leid, menschlicher Schande und Grausamkeit. Schon länger als hundert Jahre ist dieses Gefängnis „veraltet“ gewesen, ein Rest mittelalterlicher Barbarei und von hygienischen, sanitären und menschlichen Gesichtspunkten aus, mitten in der „Stadt des Lichts“, eine Monstrosität. Jetzt, wo dieses Monument von sehr langer Zeiten Schande verschwinden soll, erinnern sich die Historiker nicht ohne Wehmut dieses grauenhaften Ortes, wo jeder Stein von einem unheiligen Geschick berichten kann.

Ursprünglich wurde dieses Haus des Elends im Faubourg St. Denis als Hospital angelegt, wo der fromme Saint-Vincent-de-Paul (1576—1660) sich der Ausfägigen und anderer Unglücklichen annahm. Schon im 6. Jahrhundert hatte sich an gleicher Stelle ein Kloster Sankt Laurentius befunden, wo die Mönche gleichfalls den Ausfägigen ein Asyl boten.

Im 18. Jahrhundert wurde St. Lazare, nachdem es der Hauptsitz der St. Vincent-de-Pauls Mission gewesen war, als Gefängnis umgestaltet, zu einer Art Filiale der berühmten Bastille, in der man hauptsächlich

auffällige Priester und junge Tunichtgute internierte.

Die große Revolution, die die Bastille niederriß, beschloß auch diesen Abschnitt der Geschichte von St. Lazare.

Unter der Schreckensperiode des Jahres 1794, als die Pariser Gefängnisse überfüllt waren, wurde St. Lazare als Revolutions-Arrest benutzt und war bald das Gefängnis mit Hunderten von willkürlich Verhafteten gefüllt, unter denen sich Dichter, Künstler, Herzoginnen, Aebtissinnen und Aristokraten befanden. Trotz ihrer schrecklichen Lage machten diese Gefangenen das Beste aus ihrer Situation, dichteten und zeichneten, sangen und scherzten. Diese Sorglosigkeit irritierte aber schließlich die Volkstribunen und die alten, stüfamen Gefangenewächter wurden durch martialische Revolutionäre ersetzt, die nicht viel Sinn für Humor und Sentimentalitäten zu haben pflegten. Die Schreckensperiode in diesem Gefängnis begann, als die Karren vorfuhren, um die Opfer der Guillotine zu holen und die Zurückbleibenden sich in ihrer Todesangst ausrechneten, wer die nächsten 25 sein würden...

Im Jahre 1795 wurde das alte Ausfägigen-Hospital als Frauengefängnis eingerichtet und im Laufe der folgenden Jahrhunderte verknüpft sich seine Geschichte mit dem Schicksal vieler bekannter und unglücklicher Frauen. Im Jahre 1845 schmachtete Mme. Viard, die Geliebte des Dichters Victor Hugo, in St. Lazare. Sie war von ihrem eifersüchtigen Mann des Ehebruchs überführt worden.

Die Revolution hatte unter den Frauen wahre Furien hervorgebracht. „Da werden Weiber zu Hünen“, konnte man wohl über dieses Kapitel der Geschichte schreiben, wenn man u. a. an die kränkliche Rosa Lacombe, die Königin der Halle, die schöne Emilie de Cinq, genannt die Furie der Guillotine, und die grauenhafte Veduc denkt, die die Leichen aufstürmten, den Blag dann illuminierten und im Scheine roter und blauer Laternen unter den Klagen einer entsprechenden Musik wahre Spektakel veranstalteten. Die berühmteste unter ihnen war die

Barrikadenkämpferin Luise Michel, die „rote Jungfrau“ genannt. Man bezeichnete sie als „Petroleuse“. Sie bekleidete sich mit Männeruniform, die sie bei allen Versammlungen trug. Sie liebte Pulvergeruch und den Donner der Kanonen und kannte keine Gefahr. Sie war Lehrerin und Journalistin gewesen und einmal zur Deportation nach Australien verbannt worden. Sie war oft zu Gefängnisstrafen verurteilt und hat auch hinter den Mauern von St. Lazare gefessen als eine der eigenartigsten und problematischsten Typen, der jegliche weiblichen Züge fehlten, sogar die der Eitelkeit.

In einer späteren Periode zählte auch die berühmte Frau Therese Humbert, die mit einer vorgebliehen Erbschaft von 110 Millionen durch Jahre hindurch die Umwelt zum Narren gehalten hatte, zu den Inhaftierten von St. Lazare... Ferner mußten Mme. Steinheil, die Geliebte des Präsidenten Felix Faures, die beschuldigt worden war ihren Mann ermordet zu haben, Mme. Besseraud, die die Leiche ihres Mannes in einen Koffer verstaute, die junge Kommunistin Germaine Berion und Mme. Caillaux, die aus Liebe und Treue zu ihrem Gatten den Redakteur Calmette erschoss (sie erhielt dieselbe Zelle zugewiesen, in der Frau Steinheil die Unterjuchungshaft zubachte). Wegen ihrer heroischen Gesinnung und auch aus politischen Gründen wurde Frau Caillaux freigesprochen.

Während des Krieges kamen die weiblichen Spione nach St. Lazare, unter denen die berühmteste, die wunderschöne und im höchsten Grade mystische holländisch-japanische Tänzerin Mata-Hari war, die bis zum Schluß ihr großes Geheimnis bewahrte, für ihre Todesurteil nur ein verächtliches Lächeln hatte und vor den Mündungen der zwölf Gewehre die Miene buddhistischer Gelassenheit zur Schau trug. Sie war vielleicht der größte Dämon in Frauengeitalt, den die Geschichte kennt. Bis zuletzt hatte sie auf die Macht ihrer schönen und gefährlichen Augen gehofft, aus denen unheimlich phosphoreszierende Flämmchen gesprüht haben sollen.

Die letzten Generationen kennen St. Lazare hauptsächlich als Gefängnis für Pro-

stituierte. In Paris sollen sich 4 bis 6000 „eingeschriebene“ Prostituierte befinden, während die Zahl der unkontrollierbaren Prostituierten angeblich die Höhe von 120.000 erreichen soll.

St. Lazare ist für die Prostituierte zugleich Hospital und Gefängnis. Ob die Mädchen nun eingeschrieben sind oder nicht, minderjährig sind oder zur alten Garde gehören,

ob reich oder arm, endigen diese Unglücklichen doch alle eines Tages so oder so in St. Lazare, wo sie von aufopfernden und liebevollen Nonnen gepflegt werden. Jeden Morgen empfangen diese neuen Scharen jener Elenden, die die Opfer der Sitte und Zivilisationsverzerrungen sind. „Es ist die Schuld der Männer“, hört man sie oft klagen, „die Frauen sind ihre Opfer!“ —

In Goethes Ballade „Die Braut von Corinth“ spricht die Mutter von jenen Dirnen, die den Fremden gefällig sind — von den Fremden selbst ist nirgends die Rede. Die „Fremden“ sperrt man auch nicht ein, nur die „Dirnen“ — und so wird es bleiben, so lange es ein Kaufen und Verkaufen der Liebe gibt.

Wir warten . . .

Aus dunklem Traum der Nacht
Reißt uns des Weckers Surren;
Hand drauf, ihn ausgemacht,
Sprung, rraus; kalt — ohne Murren.

Wir warten . . .

Tretmühle der Gewalt
Zwingt dich in ihren Fron,
Und deine Menschgestalt
Durchschreitet Straßen schon.

Wir warten . . .

Einmal ruft anderer Ton
Uns auf zur besseren Pflicht;
Fühlst du, Prolet, nicht schon
Der Zukunft Morgenlicht?

Wir — kämpfen!

U. G.

Der elektrische Stuhl.

Von Michael Gold, New York.

In diesem Raum öffnet sich keine Bresche der Sonne oder dem Himmel zu; hier gibt es keine Fenster. Der Raum gleicht dem feuchten, von Ratten wimmelnden Kellerloch eines verödeten Bauernhauses. Einer, der von draußen kommt, vermeint hier zu ersticken. Ja, es stinkt hier, stinkt nach Mord. Dies ist der Raum des elektrischen Stuhles.

Unter der mächtigen Lampe säubern zwei Männer den Stuhl; der eine Mann ist dick, der andere dünn. Sie plaudern leise und lässig miteinander — sind Elektriker, haben in ihrer Tasche das Mitgliedsbuch ihrer Gewerkschaft.

„Der linke Bänder ist fast ausgebrannt“, spricht der dicke Mann.

„Ja, ich werde ihn später ersetzen. Gib mir ein Stück Kantabak“, erwidert der Dünne.

Die Männer sind geschulte Lakaien des elektrischen Stuhles, Knechte des Königs Mord, des Beherrschers der Republik. Allwöchentlich einmal müssen sie den elektrischen Stuhl untersuchen, ob auch alles in Ordnung sei. Das Gesetz gebietet diese wöchentliche Untersuchung.

Der Stuhl muß immer in Ordnung, er muß rein und fleckenlos sein wie das Schwert eines Engels; so will es das Gesetz.

Dieser Stuhl ist der wichtigste Gegenstand in der ganzen Republik, ist der Eckstein unserer Demokratie. Er schützt den Privatbesitz und das Heim, Miete, Zinsen und Profit sind seine Kinder. Ohne ihn könnte John D. Rockefeller nicht jeden Tag friedlich Golf spielen, noch könnte Herr Morgan in seinem Bureau arbeiten und eine von Hypotheken zu Boden gedrückte Welt erobern. Existierte dieser Stuhl nicht, es gäbe überhaupt keinen Staat. Und wie könnten ohne ihn die vornehmen Damen für den Feminismus wirken, in Limousinen fahren, im Ritzhotel Tee trinken? Gott bedarf dieses Stuhles, Gott und die Kirchen und die Tammany Hall; er schützt den Wahlzettel des Freigelassenen. Der Bischof Manning hat diesen Stuhl gesegnet; er ist heilig wie eine Dollarnote. Wäre der Stuhl nicht, die Schulgebäude könnten nicht die amerikanische Flagge hissen und in den Klassenzimmern könnten die Kinder nicht unterrichtet werden. Wäre der Stuhl nicht, es gäbe keine hold errötenden Jungfrauen.

Ich brauche den Stuhl, du brauchst ihn, wir alle brauchen ihn. Begreift ihr denn nicht, daß er die Feste der Reichen gegen die Armen darstellt. Nie sterben reiche Männer auf diesem Stuhl. Ruht ihn gut, dicker und dünner Mann; er ist notwendig.

Wo ist das nächste Opfer? Noch ist das Verbrechen nicht begangen, und das Opfer wird erst in sechs Monaten sterben; doch muß der Stuhl bereit stehen.

Heute durchwandert er die Straßen mit seinen Kameraden, der junge Arbeiter. Er frägt, ist voll Bier und toller Lustigkeit, der übermütige junge Arbeiter. Er schreit dem Auto Scherzworte nach, er wirft hübschen Mädchen, denen er begegnet, herausfordernde Blicke zu. Er zieht tief in die Lungen die kühle, köstliche Nachtluft ein. Ach, es ist gut, jung und hitzig zu sein wie ein junger Hund! Einer der Kameraden spielt auf der Harmonika, und der junge Arbeiter tanzt im Takt auf dem Bürgersteig dahin.

Das ist sein Komet, sein Stum auf dem Kometen. Hier wurde er geschaffen zur Lust, zur Leidenschaft, zum Mord und zur Armut. Die Lichter, das Treiben der Straße, der Schmutz, der Lärm, der ungeheure purpurne Himmel: all dies ist seine Stadt. Zum Teufel mit den Polizisten! Es ist Samstagabend, o junger Arbeiter.

Und dennoch ist er es, der eines Tages auf dem elektrischen Stuhl sitzen wird. Der dicke und der dünne Mann werden ihn bedienen, den Regeln ihrer Gewerkschaft zufolge. Blaue Flammen werden ihm in die Ohren kreischen, er wird schreien, sich unter dem letzten Aufdruck krümmen und winden, der junge Arbeiter.

„Die Umschalter müssen geölt werden“, spricht der dünne Mann gelassen und spuckt den Kantabak in den Spundknopf.

„Ja. Hat eigentlich die Glode schon Mittag geläutet? Ich bin hungrig“, sagt der dicke Mann.

Nein, nein, reiche Menschen sterben nicht auf dem elektrischen Stuhl; er wurde für den jungen Arbeiter aufgestellt.

Der Käfer im Knopf.

Von Erich Gottgetreu.

Zum Schluß eines längeren Rundgangs durch die langen Gänge seiner Fabrik in Prag führte mich der Herr Direktor, der voller Stolz auf seine großen Zweigunternehmen in Dresden, Paris und New York hinwies, wo ebenfalls von Stanze zu Stanze die goldenen Bänder laufen und das Einatmen von Messingstaub nicht minder gefährlich ist, in sein Museum. Dieses Museum, das zwei Stodwerke eines geräumigen Mietshauses im Vorort Brichowitz einnimmt, besteht bereits seit 1916, 1918 wurde es der Öffentlichkeit übergeben. Sein Sammelgegenstand ist der der Herstellung in der gegenüberliegenden Fabrik: Knöpfe, genauer: Kleiderverschlüsse; Verschlüsse seit uraltesten Zeiten und in allen Arten. Die Wissenschaftler der Kulturhistorie wahren den Knöpfen gegenüber bisher ziemlich zugeknöpft, nun will das Verkömmer der Großindustrie — Walbes heißt er,

Kohinoor seine Hauptmarke — nachholen. Die Idee ist originell und ihre Verwirklichung wird mit Eifer und Geschick betrieben.

Lassen wir Herrn Walbes sprechen: „Mit dem Knopf-Museum, einer großangelegten Knopfmonographie und den „Berichten aus dem Knopfmuseum“ beabsichtige ich eine europäische, technologische und sonstigen Knopfgewerbes aller Länder, Völker und Zeiten im Interesse der gegenwärtigen und künftigen Knopfforschung.“

Nun ruhen da in Gott und Glasfästen 500.000 Knöpfe, Knöpfe vorn, Knöpfe hinten, Knöpfe links, Knöpfe rechts, du kannst sie dir alle ansehen, von der neolithischen Scheibe bis zum gemalten Miniaturknopf des 18. Jahrhunderts, von der glatten Mattscheibe der Bronzezeit bis zum komplizierten Mechanismus der Goldschmiedekunst des 16. Jahrhunderts. Die Knöpfe vom Militär glänzen nicht vor-schriftsmäßig. Herr Direktor, Sie müssen ins Loch!

Aber dort in der Ecke blinkt doch etwas. Das sind Glasknöpfe. Glasknöpfe, wie sie bei den Engländerinnen um 1800 herum Mode gewesen sein sollen. Innen sind keine Steinchen und keine Bilder, sondern — Käfer; extra für die Göttin Mode getödete und hier eingelegte Käfer, die desto teurer waren, je seltener sie gewesen sind. Billig war eigentlich nur die Idee, wie jede, die grausam ist . . .

Zimmerhin sollten die gläsernen Engländer im Museum einen Ehrenplatz bekommen. Das Vergangene ist typisch für die Gegenwart, in der nicht Käfer, sondern Menschen eingesperrt werden: die ganze internationale Knopfindustrie kennt noch in ziemlich ausgedehntem Maße die Hausindustrie, die die große fabrikative ergänzt. Die Fenster der Häuser sind nicht so glänzend wie die vor den Käfern, um die ja andere Sorge trugen; das Elend der Knopfmacher schlägt als Schmutz an die Scheiben. Man verdient am Tag acht Kronen. Das sind in deutschem Geld eine Mark; abends wird die auf Papplättchen aufgesteckte Ware abgeliefert und in der Fabrik speien riesige Trichter, deren Glasfenster im grellen Licht wie Molochaugen leuchten, neue. Auf jedem Kilogramm liegt ja nur eine Grammlast von Zinsen, die vielfach wieder verdient wird.

Die Gefangenen in den Kerkern arbeiten noch billiger als die Hausindustriellen, und so sind neuerdings die Staatsgefangenen eine Konkurrenz der Industriegefangenen.

Die Käfer brechen nicht aus.

Die Kirche.

Der kirchliche Glaube gestattet alles. Er erlaubt die Sklaverei, und in Europa und in Amerika war die Kirche die Beschützerin derselben. Er erlaubt, sich durch die Arbeit der bedrückten Brüder ein Vermögen zu erwerben. Er erlaubt, reich zu sein unter Lazarussen, die unter den Tischen der Schwelgenden umherkriechen, und er findet das sogar gut und löblich, wenn man dabei ein Tafelgeld für die Kirche und Krankenhäuser opfert. Dem Bedürftigen seine Reichtümer vorzuenthalten, Menschen in

Einzelhaft zu sperren, in Ketten zu fesseln, an Schubkarren zu schmieben, hinzurichten — alles das segnet die Kirche.

Vor allem ist erlaubt, zu töten, nicht nur, wenn man sich selbst, sondern auch, wenn man seine Äpfel schützt.

Man darf auch zur Strafe töten (Strafe bedeutet) Belehrung — also zur Belehrung töten!) und vor allem darf und soll man im Kriege auf Befehl der Vorgesetzten töten; das ist sogar löblich, und die Kirche gestattet es nicht nur, sondern befiehlt es. Leo Tolstol.

Porzellan.

„Was ist eigentlich Porzellan?“ An einem unserer Bildungsabende tauchte die Frage auf, und zu unserer Schande mußten wir feststellen, daß keiner von uns einen richtigen Begriff davon hatte, was es mit diesem Material so zahlreicher Haushaltungsgegenstände auf sich habe. Ein besonders Schlauer meinte, Porzellan sei eine Art Milchglas! Aber das konnte nicht stimmen. Denn wir anderen wußten wenigstens, daß das Porzellan dem Steingut und der Zrdentware verwandt sei und daß zu seiner Herstellung irgendeine Art von Ton nötig sei.

Um den unfruchtbareren Spekulationen ein Ende zu machen, erklärte ich mich bereit, einen Tag meines Urlaubs zu opfern, um mich in dem nahe gelegenen nordbayerischen Porzellanbezirk persönlich zu unterrichten.

Morgendämmerung und Frühnebel verhüllten noch die östlichen Hänge des Fichtelgebirges, als ich mit dem ersten Zug in der „Stadt des Porzellans“ ankam. Unterwegs waren an allen Stationen immer neue Arbeiterhäuser eingestiegen. Man sah es den Leuten an, daß die Arbeit an dem edelsten Erzeugnis der Töpferkunst nicht leicht ist und daß der feine Porzellanfabrikant, der ihre Arbeitskleider wie eine feine, weiße Mehltschicht bedeckt, Gefahren für die Lunge mit sich bringt. Aus den Gesprächen erfuhr ich, daß gerade die Tuberkulose als die Berufskrankheit der Porzellanarbeiter immer wieder ihre Opfer fordert.

Vom Bahnhof aus ließ ich mich in dem Strom der Arbeiter zu einer der großen Fabriken leiten, wo mich ein Genosse vom Betriebsrat, dem ich mein Kommen angemeldet hatte, erwartete, um mich zu führen und mir alles zu erklären.

Schon äußerlich vor die Fabrik ein mir völlig neues Bild. Ueber den Dächern erhoben sich zahlreiche, ziemlich niedrige Schornsteine, aus denen schwere, schwarze Rauchwolken hervorquollen, die sich weit über die Stadt hinaus zogen und dicke Rufflocken herabregnen ließen. Aus einzelnen Ecken schlugen hohe Flammen, die wie die Feuer der Johannisnacht weit ins Land hinausleuchteten.

Mein Führer ließ mich in Ruhe das Fremdartige der ersten Eindrücke in mich aufnehmen, und erst als ich in Erinnerung an unseren Bildungsabend und den Zweck meines Besuchs unvermittelt fragte: „Was ist denn eigentlich Porzellan?“, da entgegnete er lächelnd: „Einen Vortrag kann ich Ihnen nicht darüber halten; aber Sie werden es sehen, und wenn Sie fragen, hoffe ich auf alles eine Antwort zu finden.“

So begannen wir unsere Wanderung über die Höfe, durch die Keller und die Arbeitsräume der Fabrik.

Als ich mich nach vierstündigem Rundgang an dem Tor der Fabrik mit Dankworten von meinem Führer verabschiedete, wußte ich doch schon ein wenig Bescheid über die Art und Weise, wie das Porzellan hergestellt wird.

Drei Gesteinsarten bilden das Rohmaterial, die Porzellanerde (Kaolin), Quarz und Feldspat. Bevor im Fabrikationsgang die Formgebung des Porzellans beginnt, müssen die Rohmaterialien zur Porzellanmasse aufgearbeitet werden. Die harten Stoffe: Quarz und

Feldspat, werden in Steinbrechern und Kollergängen zerkleinert und zu je 25 Teilen mit 50 Teilen Porzellanerde unter Wasserzusatz in großen Trommelmühlen auf das feinste vermahlen und innigst gemischt. In großen Filterpressen wird das überschüssige Wasser entfernt und die Porzellanmasse in Form von großen Kuchen in einem Keller gelagert, wo sie infolge der in ihr enthaltenen pflanzlichen Bestandteile einen Gärungsprozeß durchmachen, der die Masse leichter formbar macht.

Da im Fabrikationsprozeß jede Ungleichmäßigkeit der Masse und vor allem eingeschlossene Luftblasen sich störend bemerkbar machen würden, werden die Masselucken, nachdem sie genügend lange gelagert haben, auf besonderen Knetmaschinen bis zu völliger Gleichmäßigkeit durchgearbeitet und sind dann zur Formung fertig.

Die Formung selbst erfolgt auf zweierlei Arten: durch Drehen und Gießen. In der Dreherei wird noch heute die Töpferstehle verwendet, die sich seit ihrer Erfindung in prähistorischen Zeiten im Prinzip in nichts geändert hat.

Auf die jetzt elektrisch betriebene Scheibe wird eine Gipsform aufgelegt, die die innere Höhlung des betreffenden Porzellangegegenstandes, also etwa eines Tellers, erhoben wiedergibt. Hierüber wird ein dünner Masselucken gelegt und mit einer eisernen Schablone die äußere Form des Gegenstandes herausgedreht. Das fertig gedrehte Stück wird auf der Gipsform zum Trocknen aufgestellt, wobei sich das Stück etwas zusammenzieht und sich später ohne Schwierigkeit von der Form abheben läßt. Gedreht werden in der Hauptsache Teller, Tassen und alle flachen Geschirre von runder Grundform.

Zum Gießen wird die Porzellanmasse in einem großen Holzgefäß mit Wasser und einem Sodazusatz wieder verflüssigt. Der sahnartige „Gießschlicker“ wird in eine aus mehreren Teilen zusammengesetzte Hohlform aus Gips eingegossen und kurze Zeit darin belassen. Hierbei fängt die poröse Form einen Teil des Wassers ein, so daß sich an der inneren Fläche der Form eine feste Schicht von Porzellanmasse bildet. Sobald diese Schicht dick genug geworden ist, wird der überflüssige Gießschlicker ausgegossen und nach dem Trocknen die Form auseinandergenommen.

Die auf diese Weise hergestellten Gegenstände müssen dann noch, da sie Gießnähte tragen, geglättet und verputzt werden. Henkel, Knöpfe und ähnliche Aufsätze werden besonders geformt und mit Gießschlicker an die Hohlkörper angarniert.

Nach dem Trocknen kommt das leicht zerbrechliche Rohporzellan in den ersten Brand, den sogenannten Glühbrand, wobei es in feuerfeste Schamottekapfeln gefüllt wird, die im Brennofen aufgeschichtet werden. Bei der im Ofen herrschenden Temperatur von zirka 800 Grad entweicht alles Wasser, das noch im Rohporzellan enthalten ist (auch das chemisch gebundene).

So wie der Porzellangegegenstand aus dem ersten Brand herauskommt, ist er für den Gebrauch noch nicht zu verwenden, da er noch leicht zerbrechlich und vor allem porös ist. Er muß deshalb noch einen zweiten, höheren Brand

durchmachen, bei dem die Glasur aufgebracht wird. Zu diesem Zweck wird das verglütete Porzellanstück in einen Glasurbrei eingetaucht, von dem sich eine bestimmte Menge auf der Oberfläche nieder schlägt.

Der sogenannte Glattbrand geht bei einer Temperatur von zirka 1400 Grad vor sich. Diese Hitze ist so groß, daß die in dem Scherben enthaltenen Stoffe sich chemisch miteinander verbinden und sich zu einer glasigen Masse verdichten. Auch die Glasur schmilzt und überzieht den ganzen Gegenstand mit ihrer glatten, glänzenden Schutzschicht. Nach Beendigung des Glattbrandes verläßt der Porzellangegegenstand den Ofen in fertigem Zustand. Der Scherben ist dicht, hart und weiß; die Größe des Porzellanstückes ist im Verlaufe des Trocknungsprozesses und der beiden Brände um ein Sechstel geschrumpfen. Diese Schrumpfung bedingt es, daß man beim Herstellen der Modelle die Formen größer anfertigen muß als der Gegenstand sein soll.

Das fertige Porzellan kann nun entweder als Weißporzellanware verkauft oder aber mit farbigem oder Gold-Schmuck verziert werden. Für Gebrauchsgeschirre wendet man oft die sogenannte Unterglasurmalerei an, bei der die Farbe auf das Porzellanstück nach dem ersten Brand aufgetragen wird, so daß sie nachher unter der deckenden Glasurschicht liegt und sich beim Gebrauch nicht abnutzen kann.

Da die Farbenauswahl in der Unterglasurmalerei der hohen Temperatur des zweiten Brandes wegen sehr gering ist, greift man für Kunstporzellan und auch für reichverziertes Luxusgeschirre zu einer Bemalung, die auf die fertig gebrannte Weißware angebracht wird und die dann noch in einem dritten Brand, der jedoch nur bei einer Temperatur von 600 Grad vorgenommen wird, eingebrannt wird.

Auch die Vergoldung, die für Porzellangegenstände sehr beliebt ist, wird in diesen dritten Brand aufgebracht.

Zahllos sind die Hände, die ein Porzellanstück von dem rohen Masselucken bis zum fertig verzierten Gebrauchsgegenstand durchwandert, und nicht mit Unrecht bezeichnet man daher das Porzellan, nicht nur wegen seiner Schönheit, sondern auch wegen der Schwierigkeit seiner Herstellung, als den edelsten Werkstoff der Keramik.

Als ich im Zug auf der Heimfahrt saß und mir alles Gesehene und Gehörte noch einmal überdachte, da fiel mir ein, daß ich auch für jenen Genossen, den wir ausgelacht hatten, weil er das Porzellan für eine Art von Milchglas erklärte, einen Trost mitgebracht: Denn bevor es Böttger gelang, das Porzellan zu erfinden, hatte in Frankreich der berühmte Physiker Reaumur einen Erjak für das chinesische Porzellan hergestellt, der wirklich nichts anderes war als eine Art von Milchglas.

Nachdenkliches über die Liebe.

Die Liebe ist wie ein Fieber, das zwei Menschen gleichzeitig befällt. Wer von beiden zuerst gesundet, den langweilt der andere gräßlich. Stendahl.

Mit der wahren Liebe ist es wie mit den Geißlererzählungen: Jeder spricht davon, wenige haben sie gesehen. Dela Rochefoucauld.

Liebe vertreibt die Zeit, nach Zeit vertreibt die Liebe. Russisches Sprichwort.

Was heißt das: eine Geliebte? Eine Frau, in deren Nähe man alles das vergißt, was man sonst so gut kennt: alle Fehler ihres Geschlechts. Chamfort.

Der Uhu.

Die Zahl der Uhues wird immer geringer. Fragen wir nach den Gründen, so ist neben der fortschreitenden Kultur, die Beunruhigung der Berge und der Lichnung der Wälder, vor allem die unerfährliche Habgier des Menschen anzuführen. Es ist weniger der gelegentliche Abschuss, insofern er nicht zur Brutzeit geschieht, der den Uhubestand so schädigt, sondern vielmehr der, wenn auch unbeabsichtigte, Fang in den Pfahlschlingen, am allermeisten aber das unausgesehene Begegnen der ein gut Stück Geld einbringenden Jungvögel für die Krähenbunde, soweit sie nur irgend erreichbar sind. Auch jamaikanische Eierjäger haben manchen deutschen Uhuhorst auf dem Gewissen, ohne ihr frevelhaftes Tun durch „wissenschaftliche“ Gründe rechtfertigen zu können. Wenn man doch in solchen Fällen dem Uhu wenigstens ein Junges zur Aufzucht überlassen wollte! Aber freilich, drei junge Uhues bringen mehr Geld als zwei, und Göze Mammon ist heute unbeschränkter Beherrscher des Erdenballs. Einen besonderen Ansporn empfing der traurige Vernichtungskrieg durch die leidigen Schutz- und Fanggelder, die ja jetzt glücklicherweise aufgehoben sind. Um das drohende Aussterben des Uhues zu verhindern, ist er neuerdings sogar zum „Naturdenkmal“ erklärt und unter gesetzlichen Schutz gestellt worden. Wirkamer noch dürften Schonprämissen an das Forstpersonal sein für jede glücklich ausgekommene Uhubru. Leider gibt es kaum eine Vogelart, die sich so schwer schützen läßt wie der Uhu, da er seine nächtlichen Beutezüge auf 30 Kilometer und mehr im Umkreis ausdehnt und deshalb nur zu leicht den Pfahlschlingen der Nachbarreviere zum Opfer fällt. Daran sind bisher auch alle noch so sorgfältig vorbereiteten Wiedereinbürgerungsversuche gescheitert, auch wenn sie anfänglich vollen Erfolg hatten. Nur ein völliges Verbot der Pfahlschlingen in denen auch unzählige andere Enten und harmlose Bussarde sich zu Tode schinden, könnte da helfen.

Was mancher nicht weiß.

Warum kann auf unserem Monde kein Leben existieren? Er hat keine Luft und kein Wasser. Tags entwickelt sich eine Hitze von weit über 100 Grad und nachts dürfte es bis 270 Grad kalt werden. Unter diesen Umständen kann eine lebende Welt, auch nicht der geringste Organismus, für ihn in Betracht kommen.

Die Mode des Schminkens scheint auf Ägypten zurückzugehen, wo die Frauen schon in den ältesten Zeiten Lippen und Wimpern mit einem schwarzen Pulver bestrichen, wodurch die Augen größer erschienen und der Mund kleiner.

Bei totalen Sonnenfinsternissen lassen sich sogenannte Protuberanzen, das sind rötliche Klammern, die am Sonnenrand emporleuchten, feststellen. Es sind häufig mächtige Wasserstoffausbrüche, die sogar eine Höhe von annähernd 900.000 Kilometern über der Sonne erreicht haben.

Die Stadt Antwerpen war schon im 10. Jahrhundert ein bedeutender Welthandelsplatz und Industriecentrum. Der Name Antwerpen wird abgeleitet von „an de Werp“, d. h. am Hafen.

In Barcelona gibt es eine originelle Zirkelwelle in Gestalt einer Wase, mit der man mittels Wasserfarben Firmen und Artikel auf das grobe Zirkelpapier „druckt“. Die Reaktion hält so lange, bis ein Regen sie weg wäscht.

Der Rheinfall bei Schaffhausen ist 115 Meter breit und 24 Meter tief. Er wirft 200 Kubikmeter über eine 20 Meter hohe Terrasse. Das ergibt einen Betrag von 67.000 Pferdestärken. Für den Niagarafall in den Vereinigten Staaten

von Amerika sind diese Zahlen mit 80 zu vervielfachen, da die Wucht des fallenden Wassers hier 80mal so stark ist.

Der Mississippi entleert alljährlich 406 Millionen Tonnen Schlamm in den Golf von Mexiko, ein Quantum, das, zu einem festen Körper vereinigt, einen Flächenraum von einer englischen Quadratmeile bedecken und eine Höhe von 24 Fuß haben würde.

Das große Kloster St. Gallen hatte einen Badofen, in dem 1000 Prote auf einmal gebaden werden konnten.

Das heutige Berlin ist durch Gesetz vom 27. April 1920 aus 8 Stadtgemeinden, 59 Landgemeinden und 27 Gutsbezirken gebildet; es umfaßt gegenwärtig auf 878 Quadratkilometer über 4 Millionen Einwohner. An räumlicher Ausdehnung ist es die größte Stadt der Welt und an Einwohnerzahl steht es nur hinter New York und London zurück. Es zählt über ein Zehntel der Gesamtbevölkerung Preußens, vier Fünftel derjenigen des Reichsgebietes. Von dem Stadtgebiet sind 15,2 Prozent bebaut, 10,8 Prozent entfallen auf Wege und Eisenbahnen und 5,9 Prozent auf Gewässer, während der Rest von 68,1 Prozent unbebautes Gebiet ist. Die Zahl der Straßen beträgt rund 6000, die der Brücken ohne Eisenbahnbrücken 445. Berlin zählt 90.000 bebauten Grundstücke und Ende 1926 1.203.500 Wohnungen.

Allerlei.

Die türkische Frauentracht erfährt in neuester Zeit durch die Beseitigung des Schleiers eine grundlegende Veränderung. Der türkische Ministerpräsident hat ein scharfes Vergehen gegen die Schleiermode für unumgänglich notwendig erklärt, vor allem aus hygienischen Gründen. Daneben werden moralische Gründe angeführt, weil beobachtet worden ist, daß die Männer, die nie ein Frauenantlitz gesehen hätten, besonders leicht zu moralischen Ausschreitungen neigen, und schließlich steht auch fest, daß es eine beliebte Masturbation der Verbrecher ist, sich in Frauenkleidung zu hüllen und so unkenntlich zu machen. Die Städterinnen zeigen sich der neuen Tracht mehr geneigt als die Frauen auf dem Lande, die meist aus religiösen Gründen den Schleier nicht aufgeben wollen. Besonders rückständig ist die Frauenbewegung noch im altägyptischen Damaskus. Eine französische Frau, die Gelegenheit zum Besuch eines Harems in Damaskus hatte, berichtet, daß die eine der beiden Töchter des Paschas ihr geschildert habe, wie dort die Frauen nur dadurch eine Teilnahme an den Unterhaltungen der Männer ermöglichen können, daß sie sich hinter einem Schirm verstecken.

Woher kommt der Schlaf? Gewöhnlich wird angenommen, daß die Ermüdung den Schlaf nötig macht. Indessen ist es wohl richtiger, darin eine Anpassung des irdischen Organismus an den Wechsel von Tag und Nacht zu sehen. Ermüdung gibt es tagsüber oft. Schlafbedürfnis ist keineswegs die organische Reaktion darauf. Pflanzen schlafen nicht, doch wechseln sie ihre chemische Tätigkeit je nach der Belichtung. Nische schlafen vermutlich kaum oder nur sehr oberflächlich. Niedere Tiere gar nicht. Biologisch ist also der menschliche Schlaf eine Erregungszustand aus dem Beginn des Landtierlebens. Eine Zelle schläft sicher nie. Je höher die Entwicklung — desto tiefer der Schlaf — kann man angenehmer sagen. Individuelle Abweichungen, namentlich im Alter, sind bei Menschen und Tieren häufig. Auf alle Fälle ist das Wesen des Schlafes und seine genetische Herkunft (aus der Abstammungsreihe) heute noch völlig unklar.

Weiteres.

Humor in Dienstanzeigen. „Der wie obig beschriebene Mann auf.“ so liest man in einer Dienstanzeige des Wachtmeisters Mörddorf in P. „dürfte hauptsächlich sein rechtes, mit Blut unterlaufendes Auge dazu benutzen, um bettelnd vagabundierend größere Geldgeschenke herauszuschlagen.“ — „Der verlesene Schreiber,“ heißt es in demselben Wachtbuch, „befindet sich in größter Lebensgefahr; er steht in ärztlicher Behandlung des Dr. Graf.“ — Auf frei herumirrende Hunde haben es die Herrn Sicherheitsbeamten von jeher abgesehen. So schrieb ein Gendarmereiwachtmeister: „Ich sah den Hund (Tobermann) des Beschluidigen herankommen mit dem Bemerkten, daß er keinen Reißkorb an habe. Als er meiner auf dem Bahnsteig ansichtig wurde, begab er sich mit dem Hund in eine hinter den andern Jahrgängen herumtschleichenden Weise in die Bedürfnisanstalt.“ — „Angeklagter Strowel,“ befragt eine andre Dienstmeldung, „hat eine nicht gut zu nennende Vorjüngend hinter sich und wird vom Volksmund als leichtsinniger Bursche angesehen.“ Der Obermann Kaster kündigte der Mälerin mit den Worten: „Wir düngen uns eine andre Magd.“ — „Die Brüder Hausstein sitzen des Nachmittags mit ihren Begleiterinnen in allen Wirtschaften und belästigen die übrigen Gäste durch schamhafte Redensarten von Tisch zu Tisch.“ — Aus Bayern stammt folgende Wachtbuch-Blüte: „Der Tullinger gilt hierorts im allgemeinen als sitlich und religiös; jedoch beides nur in gemäßigtem Tempo.“ In derselben Spalte findet sich der Eintrag: „Amerkenswert dürfte sein, daß die Frau des pp. Tullinger, als ich ihn zur Rede stellte, ein sehr fleghaftes Entgegenkommen gegen mich an den Tag legte.“ Von einem wegen groben Unfugs eingelieferten Mann endlich hören wir den Schuttmann Hornig II berichten: „Düdenkörper ist nicht zuverlässig und seine Aussage muß mit Kopfschütteln beurteilt werden.“

Englischer Humor. „Garry,“ schrie die Frau Professor, „um Gottes willen, Baby hat das Tintenfaß ausgegossen! Was soll ich tun?“ — „Schreib' mit dem Meißel!“, antwortete der vernommene Gelehrte.

Segen der Wohlthat. „Nedem Bettler, der kommt, gibst du zu essen! Was hast du denn davon?“ — „Gar nichts, Mann! Aber es macht mir Spaß, einen Mann essen zu sehen, ohne daß er schimpft, es wäre schlecht gekocht.“

Rätsel-Ecke.

Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 3 6 7 8 5 9 Berühmter englischer Dichter, 2 3 4 5 weiblicher Vorname, 3 5 5 1 3 bedeutender deutscher Dichter, 4 5 8 2 Nebenfluß des Rheins, 5 3 7 2 4 Gift, 3 5 6 Wagen teil, 7 5 1 5 arabische Landschaft, 8 5 3 6 2 4 bekannter deutscher Publizist, 5 1 2 4 6 Zeitbezeichnung, 9 5 3 2 4 Stadt in Mecklenburg.

Abban.

Ein Fabeltier bin ich von grauniger Art, — Nicht oftmals große Zähne verzoher. — Nun nimm mir den Kopf ab, dann siehst du mich als — einen wichtigen Teil von deinem — eine böse Vergeltung bin ich zum Schlaf. Hals. — Und nimmst du auch noch einen Fuß.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Magischer Diamant: 1. R., 2. Fuß, 3. Fler, 4. Kottier, 5. Deich, 6. Neb, 7. R.